

Vorwort

**Es ist normal,
verschieden zu sein!**



Inklusion ist in aller Munde. Nach der Integration, also der Aufnahme von Kindern mit Behinderungen in Kitas und Schulen, ist Inklusion der nächste große Umbruch im Bildungssystem und stellt Träger, Leitungen und Teams vor vielfältige Herausforderungen. Inklusion erkennt an, dass alle Kinder – nicht nur die mit Behinderungen – eine Pädagogik brauchen, die auf ihre individuellen Kompetenzen, Bedürfnisse und Schwierigkeiten eingeht und den ganzen Menschen in den Blick nimmt. Ein solches diversitätssensibles Vorgehen achtet die unterschiedlichen Vielfaltsdimensionen, die das Menschsein ausmachen. Dazu gehören z. B. biologisches und soziales Geschlecht, Alter, Aussehen, Erscheinungsbild und körperliche Verfasstheit, ethnische, religiöse, kulturelle Zugehörigkeit, sozio-ökonomischer Status, Familienkultur und vielfältige Persönlichkeitseigenschaften.

Eine inklusive Pädagogik versucht, damit verbundenen Benachteiligungen, Ausgrenzungen und Diskriminierungen aktiv entgegenzuwirken. Alle Kinder, Familien und nicht zuletzt die Fachkräfte selbst sollen selbstbestimmt, gleichberechtigt und umfassend am Leben in der Kita teilhaben. Das kann nur funktionieren, wenn es uns gelingt, Kinder, Familien und Kolleg*innen in ihrem Sosein wahr- und anzunehmen. Eine Aufgabe, die zahlreiche Anforderungen mit sich bringt: Wir brauchen Fachwissen zu den verschiedenen Vielfaltsdimensionen und der Wirkung von Stereotypen und Vorurteilen, Beobachtungs- und Reflexionskompetenzen, um auch subtile Ausgrenzungen zu erkennen. Und wir brauchen Mut, diese zu benennen und ihnen entgegenzu-

wirken. Wir müssen kreativ und flexibel sein, um inklusive Ideen zu entwickeln, eingefahrene Wege zu verlassen und Situationen neu zu denken. Vor allem aber sind wir aufgefordert, unser Menschenbild zu reflektieren, eigene Vorstellungen, Denkmuster und Glaubenssätze zu hinterfragen und neue Sichtweisen zu entwickeln. Wir müssen bereit sein, uns von einer Gesellschaft zu verabschieden, die Leistung, Gesundheit und Schönheit als höchste Werte vertritt und alle, die dieser Norm nicht entsprechen können oder wollen, ausgrenzt und benachteiligt. Diversitätssensibel zu handeln ist niemals alleinige Aufgabe der Fachkräfte. Auch Leitung, Träger, Gesellschaft und Politik müssen einen wesentlichen Teil dazu beitragen. Inklusion geht uns alle an. Denn Ziel ist eine inklusive Gesellschaft, an der alle teilhaben können und die jeder und jedem die gleiche Würde zugesteht und Wertschätzung entgegenbringt. Das kommt allen zugute.

Dieses Sonderheft will Sie ein Stück auf dem Weg zur diversitätssensiblen Kita begleiten. Dafür werden wichtige Aspekte, wie Inklusion im Kita-Alltag gelingen kann, näher beleuchtet und mit vielfältigem Handwerkszeug für die Umsetzung ergänzt. Zahlreiche Tipps, Praxisbeispiele, Reflexionsfragen und Literaturempfehlungen sollen Sie inspirieren und Ihnen Mut machen, eigene Ideen zu entwickeln und einen Weg zu finden, der zu Ihnen und Ihrer Kita passt. Ich wünsche Ihnen viel Erfolg auf Ihrem Weg zur Inklusion.

Veronika Hundegger



Veronika
Hundegger

ist Sonderpädagogin M.A., Fortbildungsreferentin und Autorin. Sie hat viele Jahre Berufserfahrung im frühpädagogischen Bereich und u. a. eine integrative, altersgemischte Kitagruppe aufgebaut und geleitet. Als Referentin gestaltet sie individuell zugeschnittene (Team-) Fortbildungen zu den Themenkomplexen Inklusion, Integration, Partizipation und Sprache. Sie hat verschiedene Bücher, Beiträge in Sammelwerken und Artikel zu frühpädagogischen Themen veröffentlicht. Weitere Informationen finden Sie unter www.erwachsenenbildung-muenchen.de

Zusätzliche wertvolle Arbeitshilfen und einige Übersichten aus dem Heft (Checklisten, Reflexionsfragen, weitere Informationen) können in Form von praktischen Vorlagen auf www.kindergarten-heute.de unter „Sonderhefte“ → „Arbeitshilfen kompakt“ als Download erworben werden.

Inhalt

I. Auf dem Weg zur Inklusion	3
1. Inklusion: Was bedeutet das genau?	3
2. Dimensionen von Vielfalt	5
II. Grundlagen inklusiver pädagogischer Praxis	10
1. Ein gemeinsamer Weg	10
2. Die Haltung der Fachkräfte	12
3. Inklusion und Sprache	14
4. Inklusive Familienpartnerschaften	22
III. Praxisbausteine: Eine Kita für alle	27
1. Ein Tag für alle	27
2. Religiöse Feste für alle	29
3. Regeln für alle	30
4. Räume für alle	33
5. Materialien und Spielzeug für alle	39
IV. Inklusion als Weg und Ziel	43
1. Umgang mit Stolpersteinen	43
2. Weg frei für veränderte Sichtweisen	46
Literatur	47
Impressum	48



Allen Kindern Teilhabe ermöglichen



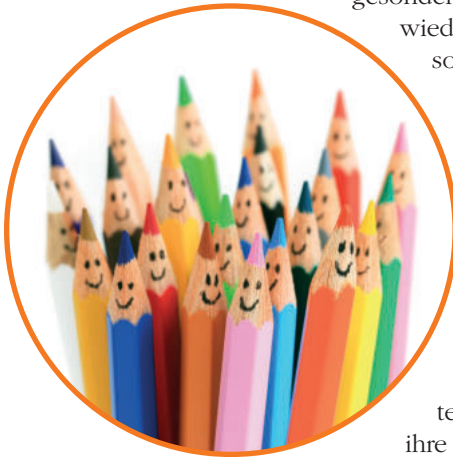
Auf dem Weg zur Inklusion

1. Inklusion: Was bedeutet das genau?

Bei „Inklusion“ denken die meisten daran, dass Kinder mit und ohne Behinderung in der Kita gemeinsam betreut werden. Das stimmt – auch das gehört zu Inklusion. Es geht aber nicht darum, dass eine bestimmte Gruppe (z. B. Kinder mit Behinderungen) in eine andere Gruppe (z. B. Kinder ohne Behinderungen) aufgenommen wird. Das versteht man unter „Integration“. Kinder, die als von der Norm abweichend wahrgenommen werden, sollen in ein bestehendes System „normaler“ Kinder integriert werden. Meist

geht es dabei um Kinder mit Behinderung und/oder Migrationshintergrund, in letzter Zeit vermehrt auch um Kinder mit Fluchterfahrungen. Auch sprachlich wird unterschieden zwischen den „Regelkindern“ und den „Integrationskindern“. Kinder mit Behinderungen oder drohenden Behinderungen erhalten gemäß Sozialgesetzbuch (SGB) XII (§§53, 54) oder SGB VIII (§35a) Eingliederungshilfe, die aufnehmenden Einrichtungen erhalten also zusätzliche finanzielle und personelle Unterstützung. Ergänzend gewähren einzelne Bundesländer unter bestimmten Vo-

raussetzungen finanzielle Mittel für weiteres pädagogisches Personal, z.B. für Kinder mit Migrationshintergrund oder sogenannte benachteiligte Bevölkerungsgruppen. Problematisch daran ist, dass Kinder erst als „besonders förderbedürftig“ titulierte und somit ausgesondert werden müssen, um dann wieder mithilfe von zusätzlichen Personal-, Sach- und Geldmitteln integriert zu werden.



Verschieden, aber gleichwertig!

Die Begriffe „Inklusion“ und „Integration“ werden häufig synonym verwendet. Das ist falsch. Inklusion ist weit mehr als Integration. Bei der Inklusion geht es um die gleichberechtigte Teilhabe aller, die am Leben in der Kita teilnehmen. Also alle Kinder und ihre Familien, das gesamte pädagogische Team und weitere unterstützende Personen wie Mitarbeitende der Haustechnik oder Küchenpersonal. Auf einer größeren gesellschaftlichen Ebene betrifft Inklusion alle Menschen – uns alle. Ausgangspunkt und Basis einer inklusiven Gesellschaft ist die selbstverständliche Akzeptanz von Vielfalt. Alle Menschen sind Individuen:

- Sie entwickeln sich unterschiedlich,
- haben verschiedene Bedürfnisse und Kompetenzen,
- machen unterschiedliche Erfahrungen und
- stehen vor individuellen Herausforderungen.

Jedes Kind bedarf zu bestimmten Zeiten der besonderen Zuwendung durch Bezugspersonen und es ist sein Recht, in seiner Individualität und Einzigartigkeit wahr- und angenommen zu werden. Individuelle Eigenschaften werden nicht bewertet, jede*r darf so sein,

wie er oder sie ist, und auch so bleiben. Neben der Vielfalt betont Inklusion auch die Gleichheit aller Menschen. Alle Menschen sind gleichwürdig – wenn auch nicht gleichartig – und haben ein Recht auf eine selbstbestimmte und erfüllende Teilhabe und Teilnahme am gesellschaftlichen Leben. Bei Inklusion interessiert weniger, wie die Menschen sind, sondern welche Bedürfnisse sie haben. Ziel ist es, Rahmenbedingungen zu schaffen, die diesen Bedürfnissen gerecht werden.

Gesetzliche Grundlagen

Immer mehr Kindertageseinrichtungen öffnen sich und nehmen Kinder mit verschiedensten gesundheitlichen Verfassungen sowie sozialen und kulturellen Hintergründen auf. Dazu gehören z. B.

- Kinder mit Behinderungen, Entwicklungsverzögerungen oder chronischen Krankheiten,
- Kinder mit Migrationshintergrund,
- Kinder, die in Armut leben,
- Kinder aus schwierigen familiären Verhältnissen oder
- Kinder, die Traumatisches erlebt haben.

Grundlage von Inklusion sind hier verschiedene gesetzliche Vorgaben. Im SGB VIII ist geregelt: „Der Förderungsauftrag umfasst Erziehung, Bildung und Betreuung des Kindes und bezieht sich auf die soziale, emotionale, körperliche und geistige Entwicklung des Kindes. Er schließt die Vermittlung orientierender Werte und Regeln ein. Die Förderung soll sich am Alter und Entwicklungsstand, den sprachlichen und sonstigen Fähigkeiten, der Lebenssituation sowie den Interessen und Bedürfnissen des einzelnen Kindes orientieren und seine ethnische Herkunft berücksichtigen“ (SGB VIII, §22 Abs. 3).

Daneben haben sich alle Staaten, die die UN-Behindertenrechtskonvention unterzeichnet haben, für ein inklusives Bildungssystem und die Achtung der menschlichen Vielfalt ausgesprochen: „Die Vertragsstaaten anerkennen das Recht von Menschen mit Behinderungen auf Bildung. (...) die Vertragsstaaten (gewährleisten) ein integratives Bildungssystem (im englischen Originaltext „inclusive education system“, Anm. der Autorin) auf allen Ebenen (...) mit dem Ziel, a.) die menschlichen Möglichkeiten sowie das Bewusstsein der

Definition Inklusion

Inklusion hat die gleichberechtigte Teilhabe aller Menschen am gesellschaftlichen Leben zum Ziel, und zwar unabhängig von individuellen und Gruppenmerkmalen wie Alter, Geschlecht, körperlicher Verfasstheit, ethnischer Herkunft, kultureller, sozialer und sozio-ökonomischer Zugehörigkeit, Religion, Gesundheitszustand usw. Inklusion erkennt die Unterschiedlichkeit aller Menschen vorbehaltlos an und zielt darauf, das gesellschaftliche Zusammenleben und die Rahmenbedingungen so zu gestalten, dass jede*r gleichberechtigt teilnehmen kann. Zudem ist sie sensibel für Diskriminierungen und Ausgrenzungen aller Art und wirkt diesen bewusst entgegen.

Wesentliche Unterschiede von Integration und Inklusion in der Kita

Integration	Inklusion
Eingliederung von Kindern mit Behinderungen in ein bestehendes System (Kita)	gemeinsames Leben und Lernen aller Kinder: Die Kita ist offen für alle.
- Zwei-Gruppen-Theorie: Unterscheidung zwischen - behindert/nichtbehindert - Integrations- und Regelkindern - Kindern mit und ohne besonderen Förderbedarf	Theorie der heterogenen Gruppe: Jeder Mensch ist anders, hat Kompetenzen und Schwächen. Es gibt viele Minderheiten und Mehrheiten. Eine Zugehörigkeit ist nicht abhängig von bestimmten individuellen Merkmalen, sondern selbstverständlich.
finanzielle und personelle Ressourcen für Kinder mit Etikettierung (sogenannte Eingliederungshilfe): Kinder werden erst ausgesondert und als „von der Norm abweichend“ gekennzeichnet, um dann wieder eingegliedert zu werden.	Ressourcen für Systeme: Kitas und Kindergruppen werden mit Ressourcen gefördert. Eine Etikettierung und Ausgrenzung einzelner Kinder ist nicht nötig.
gesonderte Förderpläne und spezielle Förderung für Kinder mit Behinderungen	ein Curriculum für alle Kinder: Gemeinsames und individuelles Lernen unter Einsatz von Binnendifferenzierung
Anliegen und Auftrag der Sonder- und Heilpädagogik und spezieller Fachkräfte	Anliegen und Auftrag der Frühpädagogik und aller Fachkräfte
Integrationsfachkräfte als Unterstützung für Kinder mit sonderpädagogischem Förderbedarf	Inklusionsfachkräfte als Unterstützung für Erzieher*innen, Kindergruppen und die ganze Kita

Würde und das Selbstwertgefühl des Menschen voll zur Entfaltung zu bringen und die Achtung vor den Menschenrechten, den Grundfreiheiten und der menschlichen Vielfalt zu stärken (...) (und) c.) Menschen mit Behinderungen zur wirklichen Teilhabe an einer freien Gesellschaft zu befähigen“ (UN-Behindertenrechtskonvention, Art. 24 Abs. 1).

2. Dimensionen von Vielfalt

Kinder unterscheiden sich auf vielfältigste Weise, z. B. in

- Aussehen,
- Entwicklung,
- Verhalten,
- familiärem Hintergrund,
- Religionszugehörigkeit.

Tagtäglich nehmen wir diese Unterschiede wahr und verknüpfen mit ihnen eine Reihe bewusster und unbewusster Erwartungen an

das Kind, seine Entwicklung und sein Verhalten. Das beeinflusst, wie wir es selbst und seine Familie wahrnehmen und einordnen und wie wir uns ihnen gegenüber verhalten. Wir erwarten z. B. von einem 3-jährigen Kind andere Verhaltensweisen als von einem 6-jährigen, von einem Mädchen andere als von einem Jungen oder von einer Familie mit geringem sozio-ökonomischen Status andere als von einer gut situierten Familie.

Erwartungen an andere Menschen sind nicht per se schlecht, sie helfen uns unsere Welt zu verstehen und zu ordnen. Trotzdem bergen sie die Gefahr, dass wir dem einzelnen Menschen nicht gerecht werden, da sie unseren Blick verstellen. Vorurteile und damit einhergehende Bewertungen, wie eine Person „eigentlich“ sein und handeln sollte, vernebeln unseren Blick auf das, was wirklich ist, und drängen diese in eine bestimmte Rolle. Aus-

gehend von unseren Vorurteilen verhalten wir uns auf eine bestimmte Weise und tragen so dazu bei, dass sich unsere Erwartungen erfüllen.

Vorurteilsbewusst statt vermeintlich vorurteilsfrei

Wir alle haben bestimmte Vorannahmen und Vorurteile über andere Menschen, ob wir wollen oder nicht. Die Aussage „Für mich sind alle Kinder gleich, ich mache keine Unterschiede“ ist nicht nur falsch, sondern auch gefährlich. Es ist unsere Aufgabe, eigene Vorurteile aufzudecken und zu hinterfragen:

- Wo haben meine Vorurteile ihren Ursprung?
- Wie beeinflussen sie meine Wahrnehmungen und mein Verhalten?
- Wie kann ich gegensteuern?

In Diskursen zur Inklusion und zur vorurteilsbewussten Erziehung wird das Leugnen von Unterschieden zwischen Menschen als „Farbenblindheit“ bzw. „Pseudogleichheit“ bezeichnet. Ungleichheit und Unterschiede werden im Alltag mit den Kindern nicht thematisiert und deshalb – so die falsche Hoffnung – gibt es sie auch nicht. Unterschiede zwischen Kindern sind real und Kinder nehmen sie wahr, egal ob offen darüber gesprochen wird oder nicht. Sie entschlüsseln verdeckte Botschaften und sind sensibel dafür, wie bestimmte Merkmale bewertet werden. Werden die erlebten Unterschiede nicht offen thematisiert, lässt das für die Kinder nur den Schluss zu, dass diese problematisch sind, denn „darüber redet man nicht“. Durch Schweigen werden Vorurteile nicht entkräftet, sondern verstärkt. Die Kinder werden mit ihren Erfahrungen alleingelassen und müssen selbst einen kompetenten Umgang mit Unterschieden und Ungerechtigkeiten finden. Vor allem für kleine Kinder ist das eine kaum lösbare Aufgabe.

Um den Alltag vorurteilsbewusst und inklusiv gestalten zu können, brauchen wir Wissen über die verschiedenen Dimensionen von Vielfalt und Kenntnisse über Ausgrenzungen und Ungerechtigkeiten, die damit verbunden sein können. Folgende Vielfaltsaspekte spielen in inklusiven Kitas eine wichtige Rolle:

1. Kulturelle Herkunft

Zur kulturellen Herkunft gehören u.a. die Landeszugehörigkeit einer Familie, die Religion, der sozio-ökonomische Status und damit verbunden z.B. auch die Wohnsituation und die Nachbarschaft sowie die Familienkultur und damit einhergehende familieneigene Werte und Rituale. Kinder und Erwachsene mit Migrationshintergrund und/oder nicht-weißer Hautfarbe erleben in Deutschland weiterhin vielfältigen Rassismus, Ausgrenzung von der Mehrheitsgesellschaft und kollektive Zuschreibungen des „Andersseins“. Dieser Rassismus zeigt sich offen und verdeckt. Gerade der verdeckte Alltagsrassismus wird von Menschen, die selbst nicht betroffen sind, häufig nicht wahrgenommen oder als nicht bedeutsam abgetan. Auch wir als Fachkräfte sind nicht davor gefeit, Kindern und Familien unbewusst rassistisch zu begegnen: Wenn wir z.B. annehmen, dass der Vater mit dunkler Hautfarbe nur gebrochen Deutsch spricht oder die Frau mit Hidschab von ihrem Mann unterdrückt wird. Auch Menschen aus schwierigen sozialen Verhältnissen leiden unter Vorurteilen und Diskriminierungen: „Bildungsfern“, „unge-sunder Lebensstil“, „faul“, „unhygienisch“ sind nur einige der Zuschreibungen, die ihnen regelmäßig begegnen.

Die Herausforderung besteht darin, die kulturelle Herkunft von Kindern und Familien im Kita-Alltag wertschätzend zu thematisieren und ihre Erfahrungen einzubeziehen, ohne dabei auf stereotype Zuschreibungen zurückzugreifen. Beim Umgang mit Kindern, die in Armut aufwachsen, muss das Augenmerk z.B. darauf liegen, Beschämungen und Ausgrenzungen zu erkennen und diesen entgegenzuwirken. Verschiedene Einkommensverhältnisse sollen offen, angstfrei und nicht stigmatisierend thematisiert werden.

Ausgrenzendes Verhalten in der Kindergruppe, z.B. aufgrund von Klei-



Inklusion braucht interkulturelle Sensibilität

dung oder Freizeitgestaltung, muss von den Fachkräften wahrgenommen und altersentsprechend bearbeitet werden. Ein weiterer wichtiger Punkt ist, die Familienkultur jedes Kindes wertzuschätzen und im Alltag sichtbar zu machen. Dazu gehört z.B. die Familienkonstellation, in der das Kind lebt. Kinder wachsen in vielen Familienformen auf:

- Familien mit alleinerziehenden Müttern und Vätern,
- Pflege- und Adoptivfamilien,
- Regenbogenfamilien mit zwei gleichgeschlechtlichen Partner*innen,
- Patchwork-Familien,
- Kinder, die bei ihren Großeltern aufwachsen usw.

Sie alle sind genauso normal wie das klassische Vater-Mutter-Kind(er)-Modell. Im Alltag wird die letztgenannte Form des Zusammenlebens trotzdem häufig als einzig „ideales“ und „vollständiges“ Familienmodell präsentiert. Kinder, deren Familie nicht in dieses Idealbild passt, erleben sich und ihre Familie als anders, als unvollständig und defizitär. In inklusiven Kitas werden alle Familienkonstellationen und damit verbundenen Familienkulturen und -traditionen als gleichwertig anerkannt und in alltägliche Gespräche und Formulierungen aufgenommen. Ausgrenzungen werden sensibel erkannt und vermieden.

2. Geschlecht und Gender

In den Diskussionen über Privilegien und Benachteiligungen aufgrund des Geschlechts spielt der Begriff „Gender“ eine wichtige Rolle. „Gender“ umfasst

- das soziale Geschlecht eines Menschen,
- die mit ihm einhergehenden Selbst- und Fremdwahrnehmungen,
- das Selbstbild sowie
- gesellschaftliche Rollenzuschreibungen und Erwartungen an Verhalten, Aussehen oder Lebensgestaltung.

Welchem Geschlecht ein Mensch angehört, spielt in unserer Kultur eine wichtige Rolle. Noch bevor ein Kind geboren wird, fragen wir die werdenden Eltern, „was es wird“. Diese Formulierung spiegelt die Überzeugung wieder, dass das biologische Geschlecht ein wichtiger Hinweis darauf ist, wer das Kind wird – also Auskunft gibt über seine Persön-



Kinder leben in vielfältigen Familien

lichkeit, seinen Charakter und seinen Lebensweg. Wir alle bringen Jungen und Mädchen, Männern und Frauen Erwartungen entgegen, wie sie sein, fühlen, sprechen und aussehen sollen. Diese bewussten und unbewussten Erwartungen beeinflussen maßgeblich, wie wir Verhalten wahrnehmen, einschätzen und bewerten, und letztendlich auch, wie wir uns dem Kind bzw. der Kindergruppe gegenüber verhalten, was wir verlangen, welche Möglichkeiten wir anbieten und welche Grenzen wir setzen. Wir müssen diese Vorstellungen reflektieren und hinterfragen. Dazu gehört

Praxistipp

Häufige Diskriminierungen und Stereotype erkennen

Kinder brauchen Materialien, mit denen sie sich identifizieren können. Dazu gehören z.B. auch Abbildungen und Fotos von Menschen, die ihnen ähnlich sehen. Die Afrikanerin im Baströckchen, der Dudelsack spielende Schotte oder das holländische Mädchen mit Holzschuhen und Haube reproduzieren Stereotype und laden Kinder nicht zur Identifikation ein.

Das fehlende Geld für den Gruppenausflug, der Spielzeug-Tag, an dem Spielzeuge von zu Hause mitgebracht werden, oder Vorlieben der Kindergruppe für bestimmte Kleidungsmarken können für Kinder, die in Armut aufwachsen, Erfahrungen von Ausgrenzung und Nicht-Zugehörigkeit bedeuten.

Pädagogische Angebote, die auf bestimmte Familienmitglieder abzielen, wie z. B. der Vater-Kind-Nachmittag oder das Mütter-Café schließen bestimmte Familien von vornherein aus.

Typisch Mädchen –
typisch Junge?



auch, sich das eigene Verhalten als Frau oder Mann bewusst zu machen. Gesellschaftliche Werte und Normen bestimmen maßgeblich, welche Rollen Menschen einnehmen dürfen und sollen und welche Möglichkeiten und Einschränkungen ihnen daher entgegengebracht werden. Aber Werte und Normen sind veränderbar und verändern sich auch ständig. So hat sich z. B. die Rolle des Mannes in den letzten Jahrzehnten deutlich verschoben: weg vom alleinigen Ernährer und Familienvorstand, hin zu einem Vater, der sich aktiv an der Kindererziehung und am Haushalt beteiligt bzw. beteiligen soll.

Bereits im Kindergartenalter wissen Kinder, welchem Geschlecht sie angehören, und haben eine Vorstellung davon, wie Mädchen und Jungen, Männer und Frauen „sind“ bzw. „sein sollen“. Sie formulieren ihre Vorstellungen und Überzeugungen deutlich („Rosa ist was für Mädchen“, „Nur Jungen spielen Fußball“). Und sowohl Mädchen als auch Jungen werden durch diese Rollenzuschreibungen in ihrer Entwicklung, in der Ausbildung ihrer Interessen und Kompetenzen und ihrer Persön-

lichkeit eingeschränkt und begrenzt. Dem gilt es in der inklusiven Kita entgegenzuwirken.

3. Körper und Geist

Eine andere wichtige Kategorie, nach der wir Menschen beurteilen und einordnen, sind das körperliche Erscheinungsbild und die (angenommenen) geistigen Fähigkeiten. Menschen mit Behinderungen erleben im Alltag vielfältige Diskriminierungen und Vorurteile. Oft denken wir, dass die Art der Behinderung bzw. Schädigung ursächlich ist für die Entwicklung und das Verhalten eines Menschen und somit auch für die Art und Weise, wie er sein Leben meistert und am Alltag teilnehmen kann. Das stimmt nicht. Die Schädigung ist nur ein Faktor. Wie ein Kind sich entwickelt und welche Möglichkeiten zur Teilnahme es hat, wird durch verschiedene Dinge beeinflusst. Dabei spielen Faktoren, die von Kind und Eltern kaum oder gar nicht beeinflusst werden können, eine große Rolle. In diesem Zusammenhang stellt sich auch die Frage nach „behindert sein oder behindert werden“.

Wer und was „normal“ ist und wann ein Mensch als behindert wahrgenommen wird, ist gesellschaftlich definiert. Ein Großteil der Infrastruktur im öffentlichen Raum ist auf dieses „Normal“ ausgerichtet, und alle, die dem nicht entsprechen, werden behindert. Ein Beispiel ist die Zugänglichkeit von Straßen, Gebäuden und öffentlichen Verkehrsmitteln. Hier sind nicht nur Menschen im Rollstuhl betroffen. Auch Menschen mit Rollator oder Eltern mit Kinderwagen machen täglich die Erfahrung, dass sie bestimmte Plätze nicht oder nur schwer erreichen können. Stufen, falsch parkende Autos, zu enge Türen, nicht vorhandene oder kaputte Aufzüge und Rolltreppen erschweren oder verhindern den Zugang und machen von dem Wohlwollen und der Hilfe anderer abhängig. Genauso sind Menschen mit einer Sehschädigung in einer Umgebung, die auf ihre Bedürfnisse abgestimmt ist, zwar immer noch sehgeschädigt, aber nicht behindert, da sie sich gut allein zurechtfinden können. Texte, die in einfacher Sprache verfasst sind, ermöglichen Menschen mit eingeschränkten sprachlichen Fähigkeiten, Inhalte zu verstehen. Das betrifft Menschen mit geistigen Behinderungen genauso wie solche, die die deutsche Sprache nur in Grundzügen beherrschen.

Literaturtipp

Schnerring, A./Verlan, S. (2014): **Die Rosa-Hellblau-Falle. Für eine Kindheit ohne Rollenklischees**. München: Antje Kunstmann.